

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 13, 1. April 1843

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 13.

Sonnabend, den 1. April.

1843.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Der Sohn des Fürsten.

Tragödie in fünf Akten von Julius Rosen.

(Schluß.)

Wir wenden uns jetzt zu der Composition des Ganzen zurück, und betrachten das Verhältniß der einzelnen Hauptfiguren zu derselben. Hierbei kommt es uns nun zu Statten, daß wir an einem der tragischen Hauptcharaktere, an Katte, bereits das tragische Pathos und den nothwendigen Verlauf der Entwicklung desselben nachgewiesen haben. Der Titel der Tragödie, der immer mehr oder minder etwas Gleichgültiges ist, darf uns hier eben so wenig irren leiten^{*)}, als uns der Tod Katte's zu der Meinung verführen dürfte, daß an diesem allein sich eigentlich das tragische Gescheh'n vollziehe. Dies würde eine sehr oberflächliche Ansicht sein. Der leibliche Tod allein ist es ja überall noch nicht, der das Schicksal eines Helden zum tragischen macht. Und wenn der Untertban, der Diener, der Freund, sich für den Freund, den Fürsten, den vereinstigten Herrscher eines großen Reiches dem Tode weihet, und sich „freudig den blut'gen Vorbe'er in die braunen Locken drückt“, so erscheint das Schicksal des Fürstensohnes, der nach dem Verluste Alles dessen, was das Leben des Menschen, des Jünglings lebenswerth macht, sich zum Leben, zum Leben für die Idee der Pflicht verurtheilt sieht,

^{*)} Das Stück könnte eben so gut: »Katte«, oder der Sohn des Fürsten«, oder: »die Freunde« betitelt sein.

sicherlich nicht weniger tragisch. Dies ist es, was auch Katte fühlt, wenn er in seiner Todesstunde dem Freunde zuruft:

Dir bin ich eigen, keinem Menschen sonst.
Doch Du gehörst dem ganzen Leben an,
Und mit Kanonendonner sollst Du wecken
Die deutschen Völker aus dem Todeschlaf,
Und aus der Gruft des römisch-deutschen Reichs —
Sie führen zu dem neuen Tageslicht —

Und dieses Gefühl der höheren Bestimmung, das den Sohn des Fürsten durchdringt, giebt ihm die Kraft, das Opfer des Freundes anzunehmen, und den Muth, seinen Verlust zu überleben. Das ist ja überall das Tragische, was in der Stellung großer Menschen und Führer der Völker liegt, daß sie das Individuelle ihres Daseins opfernd daran geben müssen an den Dienst der Idee, des Allgemeinen, den das »von Gottes Gnaden« in sich schließt. Es ist das Tragische, wie es das Erhabene ihrer Stellung ist, daß sie nicht sich selber, daß sie dem Allgemeinen angehören, zu dessen Dienst sie berufen sind, dem sie sich willig zum Opfer bringen. Katte ist der Glücklichere der beiden Freunde. Sein Leben, dem Dienste des Allgemeinen in dem Freunde geweiht, »liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet«. Er hat sein Ziel erreicht, seine Aufgabe gelöst. Wie ganz anders steht ihm der Freund, der »Sohn des Fürsten« gegenüber! Wenn es der Verlauf des ganzen Stückes nicht predigt, der höre es in den letzten Worten des Monologs, in welchem der zum Tode Verwundete und Gebeugte sich durch die Erinnerung an die Aufgabe seines Lebens, der so eben ein theures Opfer fallen soll, aus der Verzweiflung emporrafft: Entsagung

heißt das Wort, Aufopferung für den höchsten Lebenszweck des „Fürsten“:

So hat sich Alles von mir abgeschieden
Was sonst den Menschen an das Dasein kettet,
Die treueste Freundschaft, Sonne meiner Jugend,
Seht unter, blutigroth in's tiefe Meer.
Hinabgesunken ist der Mond der Liebe,
Und nie erscheint mir mehr sein freundlich Bild. —

Du hast erreicht, was Du gewollt mein Vater!
Mir leuchtet nur fortan der Stern der Pflicht,
Und einsam steh ich an dem Steuerruder,
Zum fernen Giland sicher hinzuführen
Die theuren Menschen, die das Schiff bestiegen.
Mit allen Kräften muß ich ihnen dienen,
Und für sie wachen und das Steuer lenken.
Hör' mich, mein Gott, in dieser dunklen Stunde!

(Der König mit dem Generalfstab tritt herein.)

Wollenden will ich meines Vaters Werk
Gewaltig, daß Europa soll erbeben!
Mein einziger Freund bist Du fortan mein Volk!
Du die geliebte Braut, mein Vaterland!
Weh' jeder Hand, die gegen Dich sich hebt, —

Hier ist mein Degen und — hier bin ich selbst.

Da ertönt „Trauermusik“ von außen vorüberziehend. Sie geleitet den Freund zum letzten Gange. Und schmerzergrißen stürzt der Prinz mit dem Rufe:

Ratt! Ratt!

wie vernichtet dem Fenster zu. Es gilt den letzten Kampf zu kämpfen mit dem furchtbaren Momente.

Aber auch der König fühlt die Größe des Opfers und die Tiefe des Schmerzes, um den der Sohn sich selbst und seiner Bestimmung zurückgegeben ist:

— Es sucht der König seinen Sohn
Und Preußen seinen Friedrich!

Und der Ausruf: „Vater! Vater!“ mit dem am Schlusse der Sohn in die Arme des Vaters stürzt, ist trotz seiner Kürze die inhaltvollste Zusammenfassung alles dessen, was die Seele des Prinzen in diesem Momente erfüllt. Es ist nicht Schmerz, nicht Verzweiflung, nicht Kindesliebe, nicht Vorwurf und Anklage, aber es ist etwas von diesem Allen, was diesen Schlussworten die tief erschütternde Wirkung verleiht.

Wie der Dichter es verstanden hat, in dem Jünglinge Friedrich die künftige Herrscher- und Heldengröße, insofern sie in edelster Menschlichkeit wurzelt, zu einem festen Bilde schöpferisch auszuprägen, und aus der Gegenwart eine Perspektive auf die Zukunft zu eröffnen, so ist es ihm nicht minder gelungen, in der Gestalt des Königs, das Rechte und Wahre seines Wollens und Strebens, das Große und Edle dieser Natur aus seiner rauhen Schale herauszulösen, und das ächte Metall dieser historischen Erscheinung von der Schlacke der Zufälligkeit geläutert, darzustellen. Das ist ja eben die Aufgabe des ächten historischen Dramatikers, daß er ohne die historische Treue im höheren Sinne zu verlegen, seine Figuren zu ihrer wesentlichen Existenz zu erheben versteht. Wie der Portraitmaler, um

das geistreiche Wort Rahels hier anzuwenden, „lügen muß, um wahr zu sein“, wie er, „um die Wahrheit zu schaffen, weil das Bild gefesselt ist, oft einen, drei, vier wahre Schatten weg lassen muß, auf die Gefahr von „Schattensmessern“ getadelt zu werden“, so der dramatische Dichter, wenn er historische Personen poetisch wiederzuschaffen hat. So treu und wahr er sie auch aufzufassen, so fest er auch an dem Wesentlichen ihrer Natur zu halten, und nur dies zu explizieren und zur Erscheinung zu bringen hat, so wird er sie doch eben um dieser Treue willen, über sich selbst hinaus heben müssen, indem er ihre Hauptzüge verstärkt, die minder wesentlichen Nebenzüge dagegen mehr oder weniger zurücktreten läßt. Es ist eine eben so richtige, als tiefe Bemerkung eines unserer bedeutendsten Historiker *), daß die Historie, so wie sie in das Gedächtniß der Menschen übergeht, allemal das Gebiet der Mythologie berührt (genauer: poetisch wird). Die Persönlichkeiten werden schroffer, stärker; sie nähern sich auf irgend eine Weise einem fasslichen Ideal; die Begebenheiten werden bezeichnender ausgebildet; die Nebenumstände und mitwirkenden Ursachen vergessen.“ Dieser allgemeine, im Wesen des Menschen als eines künstlerischen, liegende Trieb, tritt in der dramatisch-historischen Dichtung am prägnantesten hervor. Wie treu und wahr, wie lebensvoll ist der „König“ in dem Sohn des Fürsten aufgefaßt; wie ist sein innerstes Streben und Wollen zu wahrhaft historischer Anerkennung hervorgehoben, und wie künstlerisch ist die schlichte oft rauhe Einfachheit und Grabheit, die strenge Gerechtigkeitsliebe, das tiefe Gefühl seines hohen Berufs, das Bewußtsein seiner Aufgabe: den Grund zur einstigen Größe seines Reichs legen zu müssen, wie ist dies Alles neben der Beschränktheit, die seiner Zeit angehörte, wie ist dies warme Gefühl für Freundschaft, die Vaterliebe mildernd der Härte des fiat iustitia et pereat mundus gegenüber gestellt, und die Berechtigung seines Handelns und Seins, dem Sohne, als dem Repräsentanten einer werdenden, neuen Zeit gegenüber, hervorgehoben! In dieser derben Rauheit beleidigt uns doch keine Rohheit der gemeinen Wirklichkeit, und selbst die vestigia veteris leporis in der Sprache, sind mit weiser Mäßigung so angewendet, daß sie nur der künstlerischen Illusion dienstbar erscheinen, und nur den Gegensatz zwischen dem Vater und der Bildung des Sohnes noch schärfer hervorheben helfen. Dasselbe gilt von den Nebenpersonen in des Königs Umgebung, vom Dessauer, Grumbkow und vor allem von dem alten Feldmarschall von Wartensleben, in dessen Darstellung sich Hr. Haake diesmal selbst übertraf.

„Aber die modernen Gedanken, die Gedanken, welche die neueste Zeit, die unmittelbare Gegenwart bewegen, wie vertragen sie sich mit dem historischen Charakter der dargestellten Personen? Darf der Dichter sich auch diese Freiheit erlauben? Darf er“ — Ob er darf! — er muß.

*) Leop. Ranke Pöpsie III, S. 322.

Dem kein Dichter kann aus sich vollständig heraus, so wenig er aus seiner Zeit heraus kann. Daher sehen wir bei den althellenischen Tragikern die Helden und Heldinnen der heroischen Zeit so oft mit allem Reichthum der Gedankenbildung des Rimonischen und Perikleischen Zeitalters ausgestattet. Um von den Spaniern und Franzosen, von Calderon und Racine, gar nicht zu reden, bei deren ersterem sein Ulysses zum ächten Caballero, bei dem andern zum Hofcavalier Ludwigs „des Großen“ wird — sind nicht bei Shakespeare selbst, nach Goethe's Bemerkung *), „seine Römer lauter eingefleischte Engländer?“ und ist Schillers Wallenstein in minder groß, weil er dem Wallenstein der Historie an Bildung und Gedankentiefe unendlich übertrifft, und der Marquis Posca weniger unsterblich, weil der Dichter alle Freiheitsideen, welche ihn und seine Zeit bewegten, in diesen Enthufasteten am Hofe des spanischen Philipp gelegt hat? — In der That, steht man die Forderung, welche in jenen obigen Bedenlichkeiten liegt, genauer an, so findet man bald, daß sie die rechte Schwester jener Verwunderung ist, welche nicht begreifen kann, wie ächte Spanier und Dänen, wie König Philipp und Hamlet und vollends die Griechin Iphigenie und der Seythe Thoas auf unsern Brettern deutsch und obenein in Versen sprechen. —

Gerade in der Allgemeinheit substantiell menschlicher Interessen und in der Darstellung derselben durch die subjective Bildung des Dichters, beruht der unvergängliche Werth eines dramatischen Kunstwerks, während der Versuch, das historisch Beschränkte und specifisch Nationale im Drama mit buchstäblicher Treue zu fixiren, zum Gegenheile führen würde. Ich will hier zum Schluß die Worte des Begründers der Aesthetik als Wissenschaft anführen: Insofern das Drama die Handlung in sinnlicher Gegenwartigkeit an uns vorüberführt und die Individuen in ihrem eignen Namen reden und handeln, könnte es scheinen, daß sich der dramatische Dichter mehr noch als der Epiker — ganz zurückziehen müsse. Mit diesem Anschein hat es jedoch nur relativ seine Richtigkeit. Denn — das Drama verdankt nur solchen Epochen seinen Ursprung, in denen das subjective Selbstbewußtsein sowohl im Bestreben der Weltanschauung, als auch der künstlerischen Auszubildung, bereits eine hohe Entwicklungsstufe erreicht hat. Das dramatische Werk darf deshalb nicht wie das epische, den Schein an sich tragen, als sei es aus dem Volksbewußtsein als solchem hervorgegangen, für welches der Dichter nur gleichsam das subjectivitätslose Organ gewesen sei, sondern wir wollen in dem vollendeten Werke zugleich das Product des selbstbewußten und originalen Schaffens, und deshalb auch die Kunst und Virtuosität eines individuellen Dichters erkennen. Erst hierdurch gewinnen dramatische Erzeugnisse, im Unterschiede unmittelbar wirklicher Handlungen und Ereignis-

*) Werke, Bd. 35, S. 374.

nisse, ihre unmittelbare Spitze künstlerischer Lebendigkeit und Bestimmtheit.

Soviel für heute von einem Stücke, von dem wir überzeugt sind, daß es sich in der Liebe der Darsteller wie des Publikums immer mehr festsetzen und erhalten wird. Vielleicht bietet eine spätere Wiederholung uns Gelegenheit, manches hier nur Angedeutete wieder aufzunehmen und weiter zu begründen.

Appellation an's Publikum

von Seiten des im Briefkasten zu N^o 19 der „Neuen Blätter für Stadt und Land“ so schmähtlich abgewiesenen *advocatus diaboli*.

Die Redaction der N. Bl. wies vor einiger Zeit einen „adv. diab.“ unterzeichneten Artikel auf eine Weise zurück, die für den Verfasser nicht anders als verlegend sein konnte. Bei einfacher Anzeige der Nichtaufnahme würde er sich leicht beruhigt haben; nur die Art der Zurückweisung, und der Umstand, daß die Redaction nach der Aussage eines ihrer Mitglieder, gerade auf sie Gewicht gelegt hat, veranlassen ihn, gedachten Artikel hier (unter 1.) zu veröffentlichen, und auf denselben (unter 2.) ein Schreiben folgen zu lassen, welches bestimmt war, der Redaction vorgelegt zu werden, ihr aber nur theilweise bekannt geworden ist.

1.

Aus einem Briefe, veranlaßt durch den Aufsatz über Schulprogramme und Schulgesetze in N^o 11 der Neuen Blätter.

..... — Du theilst mir Dein Urtheil über den Aufsatz „Schulprogramme und Schulgesetze“ sowie über den Verfasser desselben mit, und verlangst zu wissen, ob ich mit Dir gleicher Ansicht sei. — Herr Collaborator Breier, welcher schon einige Male als Polemiker gegen hiesige Literaten aufgetreten ist, gilt hier für einen Mann, der viel Talent und gute Kenntnisse, und sehr viel Aroganz und Grobheit besitzt. Was die beiden letzteren Eigenschaften betrifft, so möchte es wirklich schwer halten, davon irgendwo stärkere Proben aufzufinden, als in dem fraglichen Aufsatz in jeder Zeile vorkommen. Als ich denselben las, dachte ich unwillkürlich an jenen Professor, der, wenn er auf seinem Catheder irgend einen Kollegen wissenschaftlich abgethan zu haben glaubte, jedesmal mit triumphirender Miene ausrief: „In der Wissenschaft kann man nicht zu grob sein; ja meine Herren, je größer, desto besser!“ Das, meinte ich, wäre ein passendes Motto für Herrn B's. Philippica gewesen, und mitunter will mich auch jetzt noch also bedünken. Dann aber scheint es mir doch wieder, als würde ich Herrn B. Unrecht thun, falls ich annähme, daß bei ihm jenes Wort des groben Professors als Grundsatz feststehe. Er hat sich nämlich unlängst gewaltig abgemüht,

gute »Zeichen der Zeit« auch da zu erspähen, wo sie, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht zu finden sind; mußte da nicht eine Reaction eintreten, mußte jene Ueberanstrengung nicht zur Folge haben, daß er diesmal fast nur böse Zeichen erblickte? Gewiß! *hinc illae lacrimae*: hier über Brachliegen, Verschleppung der Kräfte und Tod, — dort über Zöpfe, Perücken, Pedanterie, Quark, und was dergleichen Erschreckliches noch mehr sein mag. Einen ferneren Grund für die Richtigkeit dieser meiner milden Auslegung, glaube ich in dem Umstande zu finden, daß die von Herrn B. so heftig Angegriffenen mit derselben einverstanden zu sein scheinen, indem keiner bis jetzt für nöthig gehalten hat, zu seiner Vertheidigung etwas zu sagen, was doch gewiß nicht schwer sein würde. Namentlich dürfte es dem »Bechtaer Gesetzgeber«, dessen Gesetze übrigens mit den für das hiesige Gymnasium bestehenden beinahe gleichlautend sein sollen, leicht sein, so manche paradoxe — oder meinetwegen originelle — Behauptung unseres Gespenstersehers in ihrer Blöße hinzustellen, und eine Menge lustiger Widersprüche hervorzuheben, worin derselbe sich ergeht, wenn er z. B. fast in einem Athemzuge behauptet, bald, daß der Lehrer dem Schüler Alles in Allem sein solle, er, der doch ein größerer Sünder ist als jener, dann, daß am Ende der liebe Gott doch Alles thun müsse; bald, daß die Schüler sich gegenseitig erziehen, dann, daß sie von Hause aus gut sind, also der Erziehung wohl kaum bedürfen etc.

Wie dem auch sei, jener von Hrn. Bs. Kollegen, der »unserer Schule entzieht, was er einer auswärtigen Zeitschrift zuwendet; der Rector, dessen Schuld es sein wird, daß unser Gymnasium nun schon so lange brach liegt, dann auch der »pedantische Bechtaer Gesetzgeber« werden leicht selbst für sich antworten können, wenn sie es für nöthig finden sollten. Aber, die sitzen gebliebenen Emigrirten, und überhaupt Jene, die man, wenn sie nur etwas parliren konnten, ehemals als Lehrer des Französischen anstellte, und denen dann ihrer Untüchtigkeit halber, ganz natürlich von den Schülern so arg mitgespielt wurde: diese können sich bei unserem Censor nicht verantworten. Sollte ich nicht ein gutes Werk thun, wenn ich für diese »armen Teufel« ein Wörtchen einlege, und so als *advocatus diaboli* oder *diabolorum* auftrete?

Mit Herrn Dreier's Erlaubniß bin ich nun so frei, dafür zu halten, daß unter seinen »armen Teufeln« viele Männer gewesen sind, die mehr waren, als bloße *Parleurs*, Männer, wohlbewandert auf dem Felde der Wissenschaften, wenn sie das auch gerade nicht durch enorme Grobheit documentirt haben. Aber, sie verstanden es nicht, sich bei den Schülern in Respect zu setzen, weshalb sie auch so arg von diesen tractirt wurden! Das mag von manchen gelten, — von allen gilt es nicht. Sicher gab es manche, denen weder die Achtung, noch die Liebe ihrer Schüler fehlte, und wenn andere sich keine Autori-

(Siehe zu ein

tät verschaffen konnten, so mag doch noch oft die Schuld weniger an ihnen, als an ungünstigen Umständen gelegen haben, die zu entfernen es ihnen an Macht, oder auch an der erforderlichen Grobheit fehlte. Herr B. enthält sich, wo er von den »armen Teufeln« spricht, aller Exempel; diesen löblichen Beispiele will ich auch in so weit folgen, daß ich keine Namen anführe, — sonst könnte ich, zum Belege für das Gesagte, Dir einen Mann nennen, der vor nicht vielen Jahren an einer gewissen Schule provisorisch einige Monate lang die französische Sprache gelehrt hat, und der, wie Viele meinen, von Herrn B. auch als unter die Zahl der »parlirenden armen Teufel« gehörend betrachtet wird. Ich glaube wohl, daß dieser »arme Teufel« von seinen Schülern nicht sonderlich ist gesücht worden, aber von ihrer Liebe hat er noch unzweideutige Beweise erhalten, als er schon lange nicht mehr ihr Lehrer war. Uebrigens ging seine Befugniß nicht mal so weit, fordern zu können, daß die Schüler sich die nöthigen Schulbücher anschafften, und um durch Handhabung des *Dakels*, durch Faustschläge u. dgl. sich Achtung zu verschaffen, dazu war er auch nicht groß genug. — Statt solcher Leute, die wenigstens richtig parliren konnten, nimmt man jetzt zu Lehrern des Französischen häufig solche, die es nicht können, die sich allenfalls auf dem beschränkten Boden einer Grammatik nothdürftig zu bewegen verstehen, die, wenn sie einen französischen Vortrag halten sollen, mit einem Sprachfehler beginnen, mit Fehlern fortfahren und enden, und dabei eine Aussprache haben, die Alles sein mag, nur nicht französisch ist. Sollte durch dergleichen Lehrer für unsere Schulen besser gesorgt sein, als durch die ehemaligen »armen Teufel von *Parleurs*«?

Es ärgert Dich noch, daß Schlosser herbeigerufen wird, um zu sehen, daß auch jetzt noch unser Land ein finsterner Winkel sei, wenigstens noch einen finsternen Winkel enthalte, welcher Winkel Dir doch theuer ist. Zu der Zeit, welche Schlosser im Sinne hatte, gehörte das harmlose *Bechta* noch nicht zu unserem Lande, und ob er gerade in dem Bestehen von Schulgesetzen Finsterniß erblickt habe, oder jetzt erblicken würde, möchte mindestens zweifelhaft sein. Tröste Dich deshalb, und wird Dir Dein *Bechta* um ähnlicher Ursachen willen, wieder als ein düsterner Winkel geschildert, dann citire Du den guten Lobredner der Grobheit, dessen Worte ich Dir vorher genannt habe, und sage: Grober Professor! Grober Professor.

D., Febr. 27., 1843.

Adv. diab.

2.

Du hast Deine Ansicht über den Dreier'schen Aufsatz und über meine Bemerkungen zu demselben jüngst zu deutlich gegen mich ausgesprochen, als daß ich auch nur einen Augenblick glauben könnte, Du seiest mit der Abweisung der letzteren oder gar mit der Art, in welcher

Beilage

zu N^o 13. der Mittheilungen vom Sonnabend den 1. April 1843.

dieselbe angezeigt ist, einverstanden gewesen. Es ist doch sonderbar, daß die Redaction nicht das mindeste Bedenken getragen hat, einen Ausfall, der voll der gehässigsten Angriffe auf Personen ist, aufzunehmen, und eine Reclamation gegen solche Ungebühlichkeiten hofmeisternd zurückweist. Sollen denn die N. B. eine Spielbank werden, aus welcher dieser oder jener nach Belieben überzulos Vorübergehende herfallen kann, ohne daß es den Angegriffenen verstatet ist, ihm in seinen Schlupfwinkel zu folgen? Aber, die Redaction hat ja das »offene Sendschreiben« aufgenommen! Freilich, — sie hat es aber auch durch ihre Note zu demselben zu paralyßiren gesucht; wozu sonst die Bemerkung, daß der Verfasser selbst es ein Capriccio genannt habe, daß es die Sache nicht berühre u. d. Und nun vollends die Gründe, womit sie die Ablehnung meines Schreibens hat motiviren wollen! Als man diese seinsollenden Gründe wollte geltend machen, war der Carneval vorüber, mithin wird es nicht mehr verpönt gewesen sein, Vernunft zu gebrauchen; dadurch bin ich völlig außer Stand gesetzt, es irgend erklärlich zu finden, wie grundgeheunte Leute also haben sprechen können. Es soll ein — überdies schon berichteter — Irrthum sein, daß der »finstere Binkeln« eine »geographische Bezeichnung« habe sein sollen! Das ist nur dann möglich, wenn »das Oldenburger Land«, und speciell »Becht« keine »geographische Bezeichnung« sind. Man behauptet, N. N. habe nicht zu den »armen Teufeln« gerechnet werden sollen, und nennt ihn doch einen »armen Teufel«, gleich als hielte man ihn für einen solchen *non ego*. Angenommen ferner, N. N. habe nicht getroffen werden sollen, ist es dann schon nicht schlimm genug, wenn Hr. B. sich so ausgedrückt hat, daß viele Leser ihn als gemeint ansehen mußten? Aber, sagt man, ich habe ihn auf Kosten nicht theilhaftiger Persönlichkeiten erheben wollen. Wodurch habe ich das gezeigt? Ich habe nur vorausgesetzt, daß er der französischen Sprache mächtig sei, und von vielen deutschen Lehrern habe ich das verneint, und waren denn nicht diese in anderer Weise auch auf Kosten der herabgewürdigten Franzosen erhoben worden? Endlich heißt es, man solle zur Sache kommen, mit der Form wolle die Redaction es dann nicht strenger nehmen, als bei Herrn B. Wie nun aber, wenn die ungemessenen Beleidigungen gegen Personen die Sache, und die hohen Anforderungen an Schulprogramme und die Windmühlkämpfe wider alle Gesetze eine Nichtsache wären? Und habe ich denn nicht, wenn auch nur im Vorbeigehen, Mehres, was Widersinn sein dürfte, hervorgehoben? Wahrhaftig, die Redaction hat alle Ursache, gerade auf die Art der Abweisung Gewicht zu legen; ich gestehe, dieselbe verräth einen Roseus in sua arte.

März 10., 1843.

Abwehr.

In N^o 22 der neuen Blätter für Stadt und Land erstattet der Narrenvater Bericht über den diesjährigen Carneval des literarisch-geselligen Vereins. Es ist nicht unsere Absicht, über dies Narrenfest selbst, so wie über die bisher erreichten Resultate, eine Meinung zu äußern. Wir haben Nichts gegen diese Treibhauspflanze; vielleicht gedeiht sie in dem engen Kreise des literarischen Vereins, für den sie auch nur in den oldenburgischen Boden verpflanzt sein soll. Wir haben auch Nichts gegen die öffentlichen Proclamationen des Narrenvaters in den neuen Blättern. Jeder nach seinem Geschmack. Meint er auf der einen Seite, daß das Narrenfest nicht für das Volk, sondern nur für einen kleinen Kreis gleichgestimmter (?) Männer passend sei, und tritt er auf der andern in seiner Eigenschaft als Narrenvater mit der bunten Harlekinsjacke und der klingenden Schellenkappe doch öffentlich vor den Augen des Volkes, in den neuen Blättern, auf, so ist das seine Sache, wir wollen ihn nicht darin stören. Möge er ruhig fortfahren, aus seinem Hötel, genannt das zärtliche Haus, allerlei carnevalische, narrenväterliche Reden in die Welt zu schicken; sie sind gut geschrieben und amüsiren uns. Wir wollten auch nicht fürchten, daß, obgleich der Hr. Professor S. a. h. den unfeinwilligen Humor erfunden hat, dieser seine Waffe gegen den Narrenvater wenden werde. Nein, wir wollen das nicht fürchten; der erstere wäre gegen den letzteren zu sehr im Vortheil. Der spitze Pfeil, preisend die Luft durchbohrend, gegen die klappernde Peitsche und ängstlich läutende Schellenkappe! Nein, der Kampf würde zu ungleich. Wir wünschen ihn nicht. — Aber, was wünschen Sie denn? wird der Narrenvater, schon ungeduldig, ausrufen. Geruh'n Ew. lächerliche Majestät sich noch einen Augenblick zu gedulden.

Sie sagen: das leichtere Blut der Rheinländer, der katholische Boden u. begünstige das carnevalische Leben. Das ist sehr richtig. Wir haben nicht den schönen Himmel, nicht die wärmere Sonne, nicht die grünen mit Neben unkränzten Berge und Hügel des herrlichen Rheinlands; und darum haben wir auch nicht die sprühende Lebendigkeit, den blitzschnell erregten Sinn, den lachenden Geist, den heiteren aber wandelbaren Character der Rheinländer. — Wir sind ein anderes Volk, wir sind ernster und ruhiger, und, wollen Sie noch etwas — so haben wir auch einen kleinen Theil jener wehmüthig frohen und schmerzlichen Schwärmerie, die das Volk des Nordens, und besonders das der Scandinavier characterisirt —; und darum haben wir auch andere Freuden, andere Neigungen und Wünsche, als unsere deutschen Brüder am Rheine. — Aber zu welchem enormen Gegensatz kommen Sie bei dieser Gelegenheit? Sie nennen den Oldenburger im Allgemeinen schwärz-